

## Männer Von Albin Zollinger

### Latahijha Mitsui

Viele selbstverständliche Dinge sind gar nicht so einfach anzustellen; die Rückseite des Rouades aufzujuchen, wird niemand unternehmen —, was die Erde bewohnt, und wäre es der Dalai Lama im tibetanischen Hochland, muß auf irgendeine Weise schließlich zu erreichen sein; nur versuche man es einmal.

Da lebt ein Baron Latahijha Mitsui, ein Japaner, ein Fürst des Besitzes, eintausend und zweihundert Millionen sind ihm gegeben, hundertdreißig Gesellschaften sind ihm hörig: Banken, Kaufhäuser, Elektrizitätswerke, Schiffahrtsgesellschaften, Kupferwerke, Kaliverke, Eisenminen, Kohlengruben, Versicherungsgesellschaften, Waffenfabriken, Spielwarenfabriken, Verlagshäuser, Freudenhäuser, Treuhandunternehmungen — ob Latahijha Mitsui auch zu erreichen ist, wenn ich mir beispielweise das in den Kopf zu setzen die Laune habe? Man spricht immer vom Mikado; der Mikado ist ein Gott, aber er lebt traurig und gehorjam in seiner splendenidischen Gefangenschaft, und Latahijha Mitsui ist gewissermaßen sein lieber Onkel, der ihm Geld gibt oder nicht gibt, je nach seinem Entschluß. Ein Gott ist Latahijha Mitsui nicht, er begehrt es auch nicht; was er begehrt, ist, Kaiser von Japan zu sein, und das nun ist er denn in der Tat, ungeachtet der andere das Leidwesen der Tradition, die Strapazen der Repräsentation trägt. Latahijha Mitsui ist Kaiser auf eine zurückgezogene, selbstlose Art; abgesehen vielleicht von seinen allernächsten Sekretären, Stenotypistinnen, Bedienten, erhebt er nicht Anspruch, besonders begrüßt zu werden, er lebt als eine sonderbare moderne Form von verwunschenem Prinzen, Herrscher ohne Land, unter seinem Volke, ja er sieht aus wie ein Potentat, der den Befehl, ihn zu verweigern, ausgegeben hat, geisthaft sieht er aus, rätselhaft, bedauernswert und unheimlich. Um den Mikado zu erreichen, braucht es die Erfüllung gewisser Formalitäten, halbbrecherisch angelegt, dem Mühen dafür um so dienstbarer. Dagegen Latahijha Mitsui, der Milliarden-Mikado, welche Öffentlichkeit hat der? Keine Pfad des Zeremoniells führen zu ihm, keine Göttlichkeit verschönt ihn, er sitzt in der Kälte seines Geldes, verschollener als ein Himalayamönch, aber unglaublich, ungütig, freudlos, Märtyrer des Mammons.

Daher erstaunt es mich, hier sein Bild in der Zeitung zu sehen; allein, was ist es auch für ein Bild! Ich habe den Baron zufälligerweise einst kennengelernt, das war in einem Kurort des Berner Oberlandes, wo es sich traf, daß ich ihm in einer Geldverlegenheit beispringen durfte. Er stand da und sollte den Träger bezahlen, hatte aber, wie das die Art dieser Männer ist, auch nicht einen roten Heller bei sich, und der Berner

wah nicht zur Seite. Also muß ich doch wohl wissen, wie Latahijha Mitsui aussieht. So sieht er nicht aus wie hier in der Zeitung. So wahr ich lebe, man könnte unter dies Bild mit eben dem Recht den Namen des Kaisers von Grönland oder eines kubanischen Rebellen-generals setzen. Mein japanischer Baron ist es nicht. Aber so geht das mit diesen Weltgrößen. Jemandem Reporter, welchem es die Umstände zufällig ermöglichten, wagte gelegentlich eines Bankettes das Magnesium-attentat auf ihn, erwählte sein kreidig aufmerksames Gesicht aus der Ferne in seine Kamera wie ein Bild im Busch, so geht es denn in die Welt, und man reißt sich darum, klichschiet und kopiert es ab bis zur Unkenntlichkeit; in Europa ist es nurmehr ein Blech von einer Münze, ein abgeschabter Backstein, ein Uding mit Hornbrille. Aber die Menschen nehmen es zwischen ihre Finger, bestaunen es und machen sich ihre Gedanken darüber, daß das nun Latahijha Mitsui, der reichste Mann der Welt, ist. Sie träumen sich in seine Haut, in seine Gefühle, in seine Villa und in seine Leibwäsche hinein, indem sie sich immer an dieses Bild von ihm halten. Sie saugen es förmlich aus, das arme Bildnis, nähren sich daran, bis daß es ausgehöhlt wie ein Käfer vor ihnen liegt, die sich ernüchtern und es weggeworfen haben, das Ding mit dem japanischen Grinsen.

### Ein Rebel

Mir gegenüber entdeckte ich einen jungen Menschen mit schönen, männlichen Zügen, etwas finster, seine Nase ist die eines Räubers, er trägt Koteletten — ach richtig, das ist ja der Schuppbinder, der sich dahergereckelt hat nach der verlorenen Schlacht! Es ist ihm nichts anzusehen, die hunderttausend Kugeln haben ihn alle umgangen; er soll unter Gips und Klavieren vergraben gewesen sein, doch das ist abgehüthelt, ein guter Anzug ist ihm geschenkt worden, den sein schöner Körper mit Anstand trägt, und da er gelehrt ist, hat er auch seine Rappe neben sich auf dem Stuhle liegen. Er sieht also keineswegs ärmlich aus, und niemand könnte es einfallen, ihn zu bemitleiden, ja auch nur auf ihn aufmerksam zu werden, abgesehen davon, daß er wirklich ein hübscher, junger Mann ist, dessen grollendes Weien den Frauen gefallen muß.

Allein wie kommt es, daß er als Hauptmahlzeit eine Tasse Kaffee nimmt, und wie verdächtig gravitativ bricht er seine Semmel darüber? Es sieht sich so an, als hätte er es ordentlich streng mit Klatten und Bestecken, Gängen und Getränk. Wie man wohl eine magere Sache verhängt, um ihr ein Ansehen zu geben, drapiert er das Bettlermahl mit den ausfolenden Gebärden seiner Hände, mit Ueberdruß, als wäre ihm auch das noch fast zu viel. Denn Verklärung und sparsames Hinausziehen der heiligen Handlung ist es nicht, dieses Bögen;

wohl tupft er immer wieder die Brosamen auf dem Tuche zusammen, kippt er mehrmals die leere Tasse über seinen aufgehobenen Mund; in dem ständigen Umstüblen des jungen Mannes ist viel zu viel gespielter Gleichmut, als daß es ihm nicht anzusehen wäre, er will bloß nicht behauert sein, er schägte sich glücklich, nicht aufzufallen. Nun liegt das ja auch schon weit zurück, eine geistreiche Sache voll toter Menschen. Er hat arbeiten können, heute, er hat in seiner Rappe nichts als das eine Manuskript, über dem er den Tag zubrachte; es war ein glücklicher Tag, er vergaß sich in seiner Beschäftigung, es liegt etwas da, was vorher nicht da lag, es lebt in der Rappe etwas von seines Kopfes Gnaden. Lieber Gott, wenn es nur damit sein Bewenden haben wollte, gäbe es nur nicht außerdem noch das Exil, die Erwerbsherde, die anwachsende Miete und all die zersäugene Liebe! Na . . . Er erinnert sich einer Zigarette, die er noch besitzt; ein Straßenbahnkaffner schenkte sie ihm aus seiner Mühe heraus, nachdem er ihn alle die Welt durch seine Glasstür angeblickt hatte. Das war so wie die Aushändigung einer geheimen Oblate, sie wird ihm schmecken, die Oblate der Brüderlichkeit. Er macht sich damit breit, der Aufschneider, der tut, als hätte er Sansbraten, Kuchen und Wein zu verdauen. Dann erweist er sich doch als nicht robust genug, es schämt ihn an, sich so auszuschnüden, er ersüßet über das eigene Gebären; denn meine Aufmerksamkeit ist ihm natürlich nicht entgangen, sie hat ihn zu all der Komödie verleitet — plötzlich runzelt er die Stirn und erhebt sich unwillig wie ein Mädchen, um sich der Zubringlichkeit zu entziehen, er geht, er nimmt seine Sachen zusammen und entfernt sich, nachdem er bezahlend noch weit in seiner Börse herum sucht und der Kellnerin ein übertriebenes Trinkgeld mit fürstlicher Verbrosenheit zugeschoben hat.

Ich bin meinerseits auch erschütet, es tut mir leid, daß er vor mir ausziehen mußte; was soll er von mir denken, wo ich mich doch lieber mit ihm angefreundet und unterhalten hätte. Nun sehe ich ihn in sein Dachlammchen dabongehen, er wird am See noch eine Weile die Aussicht genießen, in Anbetracht, daß ihm das keine Auslagen bereitet, er wird noch ein wenig den Frauen nachblicken, in Sorge, ihre Neugier zu erwecken, er darf ernsthaft daran nicht denken. Ich aber empfinde es als bedrückend, daß der schöne, begabte Mensch seine Mahzeit wie eine zahllose Bettlerin vor mir gehalten hat, sein bombastisches, haltloses Gebären erfüllt mich mit Schrecken, weil ich ahne, daß das bei ihm nicht vorhalten kann. Ein Rebel, ein Barrikadenkämpfer und noch dazu ein Schriftsteller wird diese hohle Existenz nicht ertragen, ohne entweder wahnsinnig zu werden oder plötzlich eines Tages wieder bezweifelt von einer Schanze zu knallen.

# Abenteuer in Malta

Von E. Cartier.

Malta besitzt zwischen der Strada Descovo und dem Fort St. Elme ein sonderbares Stadtviertel, sehr schmüßig, aber ungemein lebendig und lärmend, es widerhallt von Gesang, vom Gezirp der Gitarren u. Mandolinen, es riecht nach Anisette, nach gebratenen Fischen, und man sieht oft sehr schöne Mädchen in den engen Gäßchen. Ich verjämte es nie, mich hier fast jeden Abend einzufinden, es tat mir wohl, mich aus der britischen Pöbele, aus den asphaltierten Straßen, aus den Tea-rooms und Klubs hierher zu flüchten. Die Weinschenken haben große, weite Kortwölbungen, ich suchte mir meinen Platz in einem Winkel, so daß ich mich im Freien und doch geborgen fühlte, trank den schweren Wein, knackte gesalzene, geröstete Mandeln. Und ich wartete auf Nina . . .

Ich begegnete ihr das erstemal in der Via Xramontana, eines Abends, da die letzten Sonnenstrahlen das graue Gestein wie in Flammen setzten, und über die platten Dächer und die schmalen Balkone sich ein goldflirrender Schleier legte. Es war die Stunde, da sich die Wäscherinnen zur Abendrausch einfinden, mit Gesang und übermütigem Lachen.

Dort sah ich Nina, ein wunderschönes Mädchen, braun, von runden Formen, und trotz dem schlant wie eine Nymphe, mit feurigen Schwarzgauen und einem glühroten Mund. Und der Blick, den sie mir zuwarf, setzte mich in Flammen.

Aber sie war sehr spröde, als ich sie ansprach und ihr meine jähe Liebe gestand. Sie lachte etwas mitleidig auf, sah mich an und sagte:

„Signor, du bist glücklich, weil du liebst . . . das genügt!“

Ich fand sie am nächsten Tage, durch Zufall, in einer kleinen Gasse bei der Arbeit. Das schmale, haufällige Häuschen besaß einen Torbogen, so daß Nina im Freien arbeiten konnte. Sie plättete mit großem Eifer, und erst als ich vor ihr anhielt, erkannte sie mich und lächelte mir zu: „Ah Signor . . . guten Tag!“ Wegen der großen Hitze trug sie nur ein Hemd und ein kurzes Röschchen, ihr blauschwarzes Haar war lose über dem feinen Nacken aufgesteckt, und mein Auge konnte sich an ihren herrlichen Formen erfreuen.

Sie hatte nichts dagegen, als ich ihre Hand streichelte, aber als ich Kühner wurde und sie küssen wollte schrie sie zurück wie eine wilde Raube. Aber dann lächelte sie wiederum und sagte schmeichelnd:

„Ich habe so großen Appetit . . . wollen Sie mir nicht etwas zum Essen bringen . . . für mich . . . und jemand . . . der dort oben wohnt?“

Und dabei warf sie einen Blick nach einem Fenster im ersten Stockwerk.

Ich kehrte nach einer Weile mit einem gebratenen Huhn, einem Laib Brot und einer Flasche Hypertwein zurück. Sie nahm es lächelnd in Empfang, bot mir die Wange zum Kuss und verschwand im Hause.

Ein andermal begleitete sie mich in meine Herberge, leistete mir beim Abendessen Gesellschaft. Die Matrosen und Hafensarbeiter, die ringsum saßen, riefen uns Scherze zu, die ich nicht verstand, auf die aber Nina lachend antwortete. Als sie an einer Traube naschte, fiel ihr eine Beere in den Hemdausschnitt, zwischen die schwellenden Brüste. Ich hauchte danach, und Nina hielt einen Augenblick ruhig. Dann steckte sie einige Früchte zu sich, fuhr mir schmeichelnd über die Wange und lief davon.

Seither hatte ich sie täglich gesehen, wenn der Abend schattete. Sie setzte sich zu meinem Tisch, sprach nur wenig, hörte mich mit einem seltsam starren Lächeln an, wenn ich ihr von meiner Liebe sprach. Ich wußte bereits, daß ihr nichts eine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihr einige Redereien aufgehoben hatte. Wein und Obst. Sie nahm ihr rotes Kopftuch ab, band die Geschenke dazwischen, gewährte mir einige unschuldige Liebesjungen und murmelte manchmal:

„Ja, ja, Signor . . . ich werde dich lieben . . . aber du mußt noch warten . . .“

Und dann war sie verschwunden. Heute erinnere ich mich, daß sie damals jeden Abend seltsamer war, oft blickte sie ganz verstört. Und merkwürdig war auch, daß sie von mir nie ein Geldgeschenk annahm. Wenn ich tagsüber an dem kleinen Häuschen vorbeistrich, so sah ich sie stets allein, so fieberhaft arbeitend, daß sie gar nicht aufblickte. Und da ich ihr versprochen hatte, sie vor ihrer Wohnung nicht mehr anzusprechen, ging ich wieder meiner Wege, ohne daß sie mich gesehen hatte.

Eines Abends wartete sie bereits auf mich, mit einem völlig neuen Leuchten in den Augen, so daß mir ihr Blick beinahe wehe tat. Aber sie lächelte wie sonst, nahm mich bei der Hand und murmelte: „Heute, Signor . . . werde ich mein Versprechen halten . . . ich werde dich lieben . . . Aber geh zuerst und kaufe mir in dem Geschäft der Strada Mercanti an der Ecke zwei Wäschkerzen.“

Fünf Minuten später war ich wieder bei ihr und sie führte mich bis zu dem kleinen Haus. An der Schwelle machte sie mir ein Zeichen: „Warte hier auf mich . . . bis ich dich hole . . .“ Sie nahm das kleine Paket, dankte mir, und ging

in das Haus. Unter dem Torbogen hatte sie mit einer jähen Kopfbewegung das schwarze Haar frei gemacht, es rollte ihr lang über den Rücken. Ich brauchte nicht lange zu warten. Sie kam wiederum die Treppe herab und winkte mir:

„Komm nun . . . ich gehe voraus, um Licht zu machen.“

Ich tastete mich auf der schmalen Holzstreppe hinan. Als ich oben angelangt war, befand ich mich völlig im Dunkeln. Aber Nina rief: „Hier herein . . . komm Signor!“

Ich stieß die Tür auf . . .

Und ich sah Nina, mit ihren nackten Armen, über die der Lichtschein zuckte, mit ihrem schwarzen, wallenden Haar, neben dem Fußende eines Bettes stehen. Zu beiden Seiten des Bettes brannte eine Wachskerze. Und auf dem Bette lag ein Koter, in ein weißes Laten gehüllt, lang ausgestreckt . . .

Ich starrte wie gelähmt hin . . . Der Kote mußte noch jung gewesen sein, trotz der Bartstoppeln konnte man wahrnehmen, wie fein und regelmäßig die Gesichtszüge waren . . .

Und Nina stand neben dem Bett und sah mich starr an, wie ein Raubtier, das sich zum Sprung anspannt . . . War es Haß? Oder wollte sie mir durch diesen Anblick verständlich machen, warum ich sie nie mehr wiedersehen dürfe?

Ich wich zurück, von Furcht geschüttelt, polterte die Treppe hinab, lief die Gasse entlang bis zum Hafen . . . Ich hatte das Gefühl, als hätte sich der Kote auferichtet und glitt beständig hinter mir einher . . .

In einer Hafenschenke hatte man mich aufgelesen, vom Fieber geschüttelt. „Der hat den spanischen Piss!“ hörte ich einen deutschen Matrosen sagen.

In der Tat blieb ich beinahe einen Monat im Spital, mit einer bössartigen Kopfrippe. Und morgen geht der Dampfer, der mich in die Heimat zurückbringt. Nina habe ich nicht mehr gesehen . . .

## Bauten Arbeitslose die Pyramiden?

„Arbeitsbeschaffung“ im alten Ägypten

Im Pyramidenfeld bei Giseh bringen Jahr für Jahr die Spaten der Archäologen neue Dokumente ans Tageslicht. So grub vor einiger Zeit die amerikanische Harvard-Expedition unter Leitung von Prof. Reisner 42 symbolische Steinfiguren aus, deren jede eine „Dreieckigkeit“ darstellt: den Pharao Mycerinus (3000 v. Chr.), seine Gattin und eine der Gottheiten der 42 Reichsprovinzen. Mycerinus, der Sohn des Cheops und Enkel des Chephren (Erbauer der beiden größten Pyramiden) ist für uns aus dem Grunde bedeutsam, weil unter ihm eine 150-jährige Wirtschaftskrise ihr Ende fand. Dieses vielleicht interessanteste Kapitel ägyptischer Geschichte wird durch diese neuen Funde plötzlich ganz anders beleuchtet; die Veröffentlichungen Prof. Reisners bedeuten völlige Wende von der alten Anschauung. Früher glaubte man, daß die Ursachen jener Krise in den kostspieligen Pyramidenbauten lagen — durch Prof. Reisner wissen wir heute, daß im Gegenteil die großen Pyramiden wegen der Arbeitslosigkeit erbaut wurden. Für die riesenhafte Ausführung der Steinkolosse müssen nämlich besondere Gründe vorgelegt haben. Daß sie nur zu Zwecken des Totenkultus errichtet wurden, scheint heute unwahrscheinlich; dazu hätte auch das kleinere Format früherer Perioden genügt.

Als Chephren Pharao wurde, prophezeiten die Priester magere Jahre für Ägypten. Da sie

bessere Astrologen waren als unsere heutigen Sterndeuter, behielten sie recht. Man glaubte damals blind den offiziellen Orakeln, durch deren Mund die Götter sprachen. Jedenfalls half ein wohl schon damals dort heimischer unheilvoller Fanatismus mit, die Auswirkungen mangelhafter Ernten zu verschlimmern. Not und Armut zogen ein, und die zehn Millionen Menschen, die eng zusammengedrängt auf dem schmalen Landstrich am Nil lebten, waren ohne Arbeit und Brot. Da kam Chephren auf den Gedanken, eine große Pyramide errichten zu lassen.

Allein, woher sollte er die Mittel nehmen? Bankiers und Anleihen gab es nicht. Doch die uralte Kultur Ägyptens bürgt dafür, daß damals keine Narren regierten, sondern geschickte Köpfe, die energisch und klug das Staatsgeschick lenkten. Für das Arbeiterheer mußte Nahrung geschaffen werden. Chephren und später Cheops besaßen den Mut, sich durch Schließung der Tempel die Mittel der äußerst reichen Priesterkaste zu verschaffen. Die Priester, gefürchtet und gehaßt, waren von der Vertreibung ihrer Schätze für ein „Arbeitsbeschaffungsprogramm“ wenig erbaut; sie prophezeiten, daß die Krise weitere 150 Jahre dauern werde, und schlendernden gegen die mit ihrem Vermögen gebauten Pyramiden einen kräftigen Fluß. Aber die Pyramiden wurden doch gebaut. Tausende fanden Arbeit, schleppten unter der glühenden Sonne

die riesigen Quadern herbei, wälzten sie empor und erhielten Nahrung.

Rechnet man heute die Arbeit nach, die auf diese Bauten verwendet worden ist, und berücksichtigt man die primitiven Hilfsmittel, die den Leuten damals zur Verfügung standen, so kommt man tatsächlich zu gewaltigen Leistungen. An der Cheopspyramide mit ihren 2,8 Millionen Kubikmeter Steinmassiv müssen zum Beispiel mindestens 100.000 Menschen 20 Jahre hindurch gearbeitet haben. Das wären, jährlich 800 Arbeitsstage gerechnet, 800 Millionen Arbeitstage, und der Bau hätte nach unseren heutigen Lohn-

verhältnissen allein an Arbeitslöhnen etwa drei Milliarden Goldfranken gekostet; eine Ausgabe für Denkmalsbau, die sich ein moderner Staat kaum erlauben könnte.

Die Herrschaft des Nycerinus war nur kurz, aber bedeutungsvoll: er stellte den Frieden zwischen Staat und Kirche wieder her und öffnete die Tempel. Mit dem Wohlwollen der Priester verschaffte er dem Volk auch wieder die Gunst der Götter. Er hatte wahrscheinlich die suggestive Macht der Priester über das verängstigte Volk als eigenliche Ursache der ungewöhnlichen Verlängerung einer Depression erkannt.

## Woher stammen die Kometen?

Zu den geheimnisvollsten Himmelskörpern, die schon stets das größte Interesse geweckt haben, gehören die Kometen. Ihr plötzliches, unerwartetes Erscheinen am Himmel, die raschen Wandlungen ihrer Gestalt, der häufig wunderbar leuchtende Schweif und vor allem wiederum die geahnte Möglichkeit einer mit ihnen zusammenhängenden Gefahr für die Erde lassen die Kometen immer wieder zum Gegenstand lebhaftesten Interesses der Gelehrten und der Laien werden.

Schwohl die Menschheit die Kometenercheinungen bereits sozusagen von Uranbeginn kennt, wie die ältesten Chroniken beweisen, und obwohl diese Himmelskörper seit vielen Jahrhunderten bei jedem Erscheinen genau erforscht wurden, bergen sie doch noch viele ungelöste Geheimnisse, so daß auch heute eine einheitliche und streng wissenschaftliche Theorie fehlt, die in überzeugender Weise alle beobachteten Tatsachen deuten und zugleich die physikalischen Eigenschaften dieser „Weltenbummler“ einwandfrei erklären könnte. Denn während ihres Erscheinens am Himmel spielt in ihrem Umkreis das Wirken gewisser geheimnisvoller, uns noch nicht näher bekannter Kräfte eine Rolle, während wiederum die Erscheinung als solche so verschiedenartig und häufig völlig unerwartet verläuft, daß es unmöglich ist, sie in ein ständiges Schema zu bringen oder auch nur den Verlauf vorauszu- sehen.

Man weiß, daß alle Kometen die Sonne in Regelschritten umkreisen, gewöhnlich in stark abgeflachten Ellipsen. Die Bewegungen der Kometen dauern lange, denn sie brauchen für eine Umrückung der Sonne nur in Ausnahmefällen einige Jahrzehnte. Meist aber dauert eine solche Umrückung ganze Jahrhunderte und sogar Jahrtausende. Sobald sich die Kometen von der Sonne entfernen, in deren Nähe sich dieses Phänomen am großartigsten entwickelt, hören sie auf zu leuchten und verschwinden in Fernen, die selbst für unsere stärksten Fernrohre unerschreibbar sind. Von da an lassen sie sich nur noch errechnen, da die ihre Bewegungen lenkende Kraft uns sehr gut bekannt ist und sich nach einfachsten mathematischen Gesetzen ermitteln läßt. Diese Kraft ist die Anziehungskraft der mächtigen Masse unserer Sonne, die bewirkt, daß sich die Kometen in der Nähe unseres Tagesgestirns, wo die Intensität dieser Kraft ungeheuer groß ist, häufig mit einer Schnelligkeit von hunderten von Kilometern in der Sekunde fortbewegen, während sie sich in weiteren Fernen des planetarischen Kosmos, wo die Wirkung der Sonnengravitation millionenfach schwächer ist, wortwörtlich mit der Langsamkeit einer Schildkröte fortbewegen.

Die Kometen setzen sich, wie die bisherigen Forschungen erwiesen haben, aus losen, kalten und dunklen Stoffteilen zusammen, die erst unter

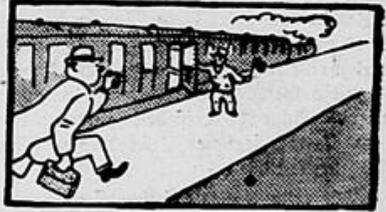
dem Einfluß der Sonnenstrahlen sowohl durch reflektiertes wie durch eigenes Licht zu leuchten beginnen und dadurch für uns sichtbar werden.

So weit die Geschichte zurückreicht, hat man erst verhältnismäßig wenige Kometen beobachtet, nämlich kaum 900. Ihre tatsächliche Zahl ist aber bedeutend größer, da schon die Innenteile des Sonnensystems, soweit sie durch den Weg des am weitesten entfernten Planeten, des Neptun, begrenzt werden, augenblicklich rund 6000 Kometen nach den Schätzungen der Astronomen enthalten. Die Gesamtzahl dieser in der Hauptsache noch weiter über diesen Raum hinaus verstreuten Himmelskörper wird auf Millionen geschätzt.

Woher aber kommen sie und wie sind sie entstanden? Auf diese Fragen sucht die Menschheit — wie überhaupt auf alle mit der Kosmogonie zusammenhängenden Rätsel — dauernd eine über viele Hypothesen hinausgehende zutreffende Antwort. Noch gestern sozusagen erachtete man Kometen als lose Ballungen von Resten kosmischer Materie, aus der einst, vor Milliarden von Jahren, unsere Sonne und die Planeten entstanden sind. Diese Materie fließt, während sie sich zu einem Zentralkörper ballte, teilweise in verhältnismäßig geringen Mengen, an den fernen Rändern der ursprünglichen Nebelmasse, von der aus ihre größeren Ballungen von Zeit zu Zeit durch die Sonne zum Zentrum unseres Weltsystems angezogen werden und das Phänomen der Kometen hervorgerufen. Heute jedoch nehmen die Astronomen an, daß die Kometen Fremdkörper darstellen, die in einer verhältnismäßig nicht sehr fernen Vergangenheit unser Sonnensystem bereichert und sich mit ihm zeitweise vereint haben. Denn man weiß, daß unsere Sonne als einer der Sterne der Milchstraße sich keinesfalls im Zustande der Ruhe befindet, sondern mit der ganzen Pleiade der sie umgebenden Planeten und Planetoiden mit einer Schnelligkeit von rund 20 Sekundenkilometern vorwärtsstürmt, nach einem bestimmten Punkte im Raume hin, in dem sich augenblicklich der hellste Stern des nördlichen Himmels befindet, die Waage im Sternbilde der Leier. Wenn wir jedoch die Richtung der Sonne noch rückwärts verlängerten, dann würde sie uns in der Konstellation des Orion einen bestimmten Himmelsraum aufzeigen, in dem sich — wie die Forschungen bewiesen haben —, dunkle, nichtleuchtende kosmische Nebel in großer Zahl befinden. Die die Entfernung dieser Nebel von uns berücksichtigende Berechnung und die Schnelligkeit der fortschreitenden Sonnenbewegung im Raume zwischen den Sternen zeigen, daß die Sonne vor verhältnismäßig kurzer Zeit, nämlich vor kaum einer Million Jahren, durch jene Wolken dunkler Nebel „durchbrach“ und infolge der Wirkung ihrer Anziehungskraft große Mengen dieser Stoffteile mit sich fortriß, um sie von da an



Jeden Morgen



Schafft er's zum Zuge 8,16



Wirklich ein Glück!

hinter sich herziehen und aus ihnen von Zeit zu Zeit Kometen zu bilden. Und obwohl die Sonne bereits viele Kometen verloren hat (infolge der Aenderung ihrer Wege in hyperbolische auf Grund der Beunruhigung durch große Planeten), zählen die noch vorhandenen nach Millionen. Nach dieser Hypothese wären also alle Kometen Fremdkörper und verhältnismäßig jung, ebenfalls bedeutend jünger als die Planeten, deren Alter wir auf 2 Milliarden Jahre schätzen. Es ist möglich, daß die Kometen mit der Zeit, vielleicht nach einigen tausend Jahren, völlig von unserem Himmel verschwinden, da sie, wie die Beobachtungen erwiesen haben, zu den unbeständigen Körpern gehören, die rasch dem Verfall in Meteoritenstürme, wie auch in kosmischen Staub erliegen.

## Wußten Sie das schon?

Der in Afrika vorkommende Affenbrotbaum trägt Früchte von 80 Zentimeter Länge, deren säuerliches Fruchtfleisch den Eingeborenen ein kühlendes Getränk liefert. Die weiß höhlen Stämme der Bäume dienen als Wohnung; auch ist die Sitte vielfach verbreitet, in der Höhlung dieser Stämme die Medizinmänner und Zauberer zu begabten.

Die „Hörchen“ haben einen historischen Ursprung, und zwar sind sie zuerst in Wien gebadet worden zur Erinnerung an den Sieg über den Halbmond des Islam, nach der Schlacht vom 12. September 1688.

Die Einwirkungen der Raftl auf die verschiedenen Tiere sind sehr abweichend. Sie sind zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden. Danach lieben Bären Weigenmispel, besonders, was auch auf Löwen und Tiger zutrifft.

Die Katze hat ihre empfindlichsten Nerven an den Schnurrhaaren. Ähnliche Schnurrhaare besitzen auch die Robben.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika rühmen sich als klassisches Land der Freiheit. In Wirklichkeit existieren dort zum Beispiel folgende Verbote: 1. im Staate Kansas ist der Besitz und das Rauchen von Zigaretten verboten; 2. im Staate Texas der Besitz und das Spiel mit Karten; 3. in Kalifornien dürfen Rauschquin-Wachspuppen im Schaufenster nur bei heruntergezogenen Vorhängen ent- und bekleidet werden; 4. in Pennsylvania würde jeder Film, in dem das Nähen von Babykleidung vorkommt, der Zensur verfallen; 5. im Staate New Jersey gibt es noch ein Hexengesetz und erhob vor einiger Zeit eine Frau gegen eine andere Angehörige des jarten Geschlechtes „Anklage wegen ihrer strehenden Augen“; 6. in den gesamten Staaten ist das Tragen jeglichen Stückes roten Flaggenstoffes verboten.

Der erste transatlantische Dampfer hatte 1840 eine Maschine von 500 PS, die neuesten Kreuzer verfügen heute über 120.000 PS.

Die seltsamste Nase im Tierreich hat wohl der Ameisenbär, bei dem Ober- und Unterkiefer zu einer Knochenröhre verlängert sind, die ganz vorn eine kleine Mundöffnung hat, durch die der Ameisenbär die Zunge herausstrecken kann. An dieser hebrigen Zunge haften die Ameisen, so daß die Zunge das wichtigste Werkzeug des Ameisenbärs ist.

Die größte Stadt der Welt ist noch immer London mit 7 1/2 Millionen Einwohnern. An zweiter Stelle steht New York mit etwas über sechs Millionen. Berlin ist die drittgrößte Stadt, Paris die viertgrößte. Dann kommen Chicago und Tokio.

Patent Nr. 1, welches das deutsche Patentamt erteilt, besagt die Nürnberger Ultramarinfabrik für ein Verfahren zur Herstellung einer bestimmten Barrierung der Ultramarinfarbe.

Ein Pferd liefert im Durchschnitt 250 Pfund ehbares Fleisch.

Als der Tee zuerst in England eingeführt wurde, übergieß man ihn mit Wasser und bewachte ihn wie Bier in Fässern auf. Beim Gebrauch wurde er dann aufgeträumt.

Kütern bewegen sich nur in den ersten acht- undvierzig Stunden ihres Lebens. Dann setzen sie sich für immer fest.

Der am häufigsten photographierte Mensch der Welt dürfte der Begründer der Heilsarmee General Booth sein. Die Zahl der Bilder, die von ihm existieren, gehen in die Millionen.

Ein Zufallsfall kann eine Maus auch dann noch aus der Höhle erkennen, wenn er selbst für das unbewaffnete menschliche Auge kaum noch sichtbar ist.

Den Chinesen sind Taschen in Kleidungsstücken nicht bekannt.



## Schach-Ecke

Gelöst von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 191.

Von Johann Kotr. Wien.  
(D. Arb.-Schachzeitung 1900.)

Schwarz: Kd. Lhl. (2)



Weiß: Kd. Dd. Td. (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungssatz zu Nr. 190: Spd5-b6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haidas, Lörche Franz, Wolfersdorf; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hieke Josef, Frisch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf (Spd5-e3 geht nicht wegen Spd7-c6!); Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnebiel Emil, Tetschen; Hyna Josef u. Franz, Hostomitz; Habl Erwin, Nesteritz; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegel Josef, Kerschlagel Josef sämtlich Kleinauzsdorf; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Mitterdorf Adolf u. Döhnert Max, Tschau.

## Kreismeisterschaft

Krochwitz gegen Warnsdorf in Böh.-Kamnitz.

Dieser von allen Schachgenossen des 9. Bezirks mit großem Interesse erwartete Kampf endete mit einem ganz unerwarteten Sieg der aufwärtsstrebenden Krochwitzer Genossen. Der Favorit Warnsdorf mußte sich, obgleich schon mit 3 1/2:1 1/2 in Führung, den zum jeden Punkt kämpfenden Krochwitzern zwar knapp, jedoch verdient mit 3 1/2:4 1/2 Punkten als geschlagen begeben. Nachfolgend die Aufstellung:

Krochwitz		Warnsdorf	
Brett 1	Günther	1	0 Riedel
.. 2	Heyer	0	1 Wünsche
.. 3	Jelinek	0	1 Pilz Anton
.. 4	Hübel	1	0 Hausner
.. 5	Fiedler	1	0 Dittrich
.. 6	Scherze R.	1	0 Feicht
.. 7	Melich	1/2	1/2 Pilz Rudolf
.. 8	Scherze E.	0	1 Warsel

Ergebnis: 4 1/2:3 1/2 für Krochwitz.

Den Kampf leitete Gen. Willi Böhm, Neustädtl. in unsichtbarer Weise. Nach diesem Erfolg von Krochwitz kam man auf die Endrunde zwischen Krochwitz und Sobrussan gespannt selb.

# Die Schlange ist gar nicht so!

## Die Fabel im Lichte der Naturbetrachtung

Wir kennen noch aus der Schulzeit Herders Gedicht „Die falsche Schlange“: von dem Bauer, der im Winter eine halbfrorene Ratte findet, sie aus Mitleid an seiner Brust wärmt — und von ihr gebissen wird. Naturwissenschaftlich ist das Verhalten der Ratte leicht zu erklären: als sie aus der Ertrarrung des Frostes aufwacht, glaubt sie sich in Lebensgefahr — und wehrt sich. Aber Herder hat ihr die Hinterlist nicht angedichtet, bekanntlich spielt sie schon in der Bibel eine wenig rühmliche Rolle. Das ist kein Zufall, genau so wenig, daß gerade die Taube das Delblatt vom Berge Ararat in die Arche Noah brachte. Für die primitive Mythologie galt nämlich häßlich auch als schlecht, der Rabe war als Unglücksbote verschrien und die lichte, weiße Taube konnte selbstverständlich nur Glück bringen, ein Glaube, der auch in der Stralsburger Sage wiederkehrt.

Alle diese Irrtümer von Dichtung und Sage sind auf einen Standpunkt zurückzuführen, den wir heute als völlig verkehrt und unpsychologisch ansehen: sie vermenschlichen die Tiere, d. h. sie erklären ihre Handlungen aus Eigenschaften, die nur Menschen in diesem Maße beweisen würden. Die Ekster ist als „diebisch“ verschrien. Sie liebt glänzende Gegenstände, aber hat sie das Bewußtsein, sich dadurch an fremdem Eigentum zu vergehen? Würde man ein kleines Kind, das einem anderen die Puppe wegnimmt, weil sie ihm gefällt, als diebisch bezeichnen? Diese Verfälschung elementarer Triebe kommt auch in der Fabel vom Kiebitz zum Ausdruck, die sich in allen Wäldern befindet. Danach soll dieser Vogel ein Dienstmädchen der Jungfrau Maria gewesen sein und ihr eine Schere gestohlen haben. Da das Mädchen den Diebstahl ablegnete, wurde es zur Strafe in einen Vogel verwandelt, der immer rufen muß „Kiebitz, Kiebitz“, und mit Beziehung auf seine gestohlene Schere trägt er einen gespaltenen Schwanz. Auch Shakespeare hält gewisse Tiere für „unehrlich“ und sagt im „Hamlet“, der Ruduk trage darum sein mehlfestbestäubtes Gefieder, weil er in teurer Zeit armen Leuten ihren Teig wegstehle. Das „Sol“ dich der Ruduk beweist, daß dies Tierchen sich durch seine Unarten einen sehr schlechten Ruf gemacht hat.

Die Verhändnislosigkeit Tieren gegenüber ist, wie die Bibel beweist, sehr alt. So legten

die Griechen den Tieren ganz übertriebene Lebensalter bei. Bei dem Geschichtsschreiber Hesiod findet sich die Lebensdauer einer Krähe mit 270 Jahren angegeben, die des Raben mit 3240 Jahren. Wahrscheinlich stand das im Zusammenhang mit der Vermutung, die Vögel seien die Geister der Verstorbenen, ein Aberglaube, der lange durch den Irrtum gestützt wurde, daß man keine Leichen von Vögeln findet, die eines natürlichen Todes gestorben sind. In der orientalischen Mythologie gelten gewisse Tiere als Inkarnationen von Göttern und sind heilig gesprochen.

Die deutsche Sage hat aus der ägyptischen Hieroglyphik die Maus übernommen, die auch der Bibel als Sinnbild der Vernichtung galt. Daher kommt das Wort „mausetot“. Die Geschichte vom Rattenfänger zu Hameln wird so zu deuten sein: mit der Rauschplage mußte wohl eine ansteckende Kinderkrankheit ausgebrochen sein, und daß der magische Kammerjäger die Kinder in einen Berg gelockt haben soll, heißt in der Bildsprache des Mittelalters, er habe sie in die Unterwelt geführt. Aus Indien kommt das beliebte Märchen, nach dem der Storch die Kinder aus dem Brunnen holen soll. Auf den Bildwerken der Indier trägt nämlich die Erbgöttin als Nährmutter aller Wesen einen Storch in der Hand.

Daß die alten Mythen das Tier teils als religiöses Symbol, teils als einen Bierbeiner mit menschlichen Eigenschaften werten, ist ein interessanter Beitrag zur Kultur der Antike. Völlig sinnlos aber ist, wenn heute, im Zeitalter der Tierpsychologie und -biologie, nach Art dieser alten Märchen den Kindern die Handlungen der Tiere verständlich gemacht werden sollen. Dazu gehört das beliebte Gedicht Hoffmann von Fallersleben: „Wie der Zaunschlüpfer König ward“, in dem er ein Bettfliegen der Vögel besingt, das unsere Respektlosigkeit vorwegnimmt. Danach strengten sich alle an, aber der Adler flog am höchsten. Als er endlich matt war, fiel er, da flog der Zaunschlüpfer noch ein großes Stück höher. Er hatte sich nämlich unter dem Flügelpaar des Adlers versteckt gehalten. Ein guter Trick, aber dem Zaunkönig genau so fremd wie unserem Dadel das Rindertreiben; es charakterisiert höchstens die List und Lüge, mit der die Fürsten zu ihrer Herrschaft gelangten. S. C.